

seinem Buch zwar oft erhellend – besonders dort, wo er trotz seiner Allergie gegen den Geist der Kritik die Verwandtschaft von Aufklärung, Skepsis und Ironie feiert –, insgesamt aber mit jener Obsession, die gegen die eigenen Intentionen den »großen Stil« nicht ohne Wiederholungszwang förmlich predigt: als die Form, die im Widerspruch zum Populärhedonismus der Massengesellschaft Alltag und Leben unter allen Umständen transzendieren soll.

Das Buch beeindruckt durch Gelehrsamkeit, Kenntnisreichtum, Scharfsinn und Schärfe der Argumentation. Doch es ist selber, was es Nietzsche einseitig nachsagt –: weitgehend ironiefrei. Da überrascht es nicht, dass am Ende auch die Ästhetik wieder in eine angestrenzte nor-

mativethische Ethik umschlägt. »Entspannter«, um Nietzsches Parodie auf die unerlöst wirkenden Christen zu paraphrasieren, »könnte das aussehen.«

Heinz Schlaffer: Das entfesselte Wort. Nietzsches Stil und seine Folgen. Carl Hanser Verlag, München 2007, 224 S., € 19,90, SFr 35,50.

Karl-Heinz Bohrer: Großer Stil. Form und Formlosigkeit in der Moderne. Edition Akzente. Carl Hanser Verlag, München 2007, 280 S., € 21,50, SFr 38,00.



Ludger Lütkehaus (*1943) ist Hochschullehrer für Neuere Germanistik an der Universität Freiburg i.Br.

Rudolf Walther

André Gorz

Eine Erinnerung

Das vermutlich ehrlichste und anrührendste Buch der Saison stammt vom 84-jährigen Philosophen und Publizisten André Gorz. Der nur gut 80 Seiten umfassende Text entzieht sich gängigen Kategorien. Es ist kein Sachbuch und keine Belletristik, sondern beides in einem und das Ganze in Briefform. Adressatin des Briefes, den Gorz erst auf den Rat des Verlegers veröffentlichte, ist seine 82-jährige Frau Dorine.

Und so beginnt die Liebeserklärung des greisen Mannes: »Bald wirst Du jetzt zweiundachtzig sein. Du bist um sechs Zentimeter kleiner geworden. Die wiegt nur noch fünfundvierzig Kilo, und immer noch bist Du schön, graziös und begehrenswert. Seit achtundfünfzig Jahren leben wir nun zusammen, und ich liebe Dich mehr denn je.« Gorz, der lange Zeit

journalistisch gearbeitet hat, war schon immer ein glänzender Stilist, auch in seinen späteren Büchern, in denen es um komplexe gesellschaftskritische, ökonomische, ökologische und soziale Probleme ging. Aber in diesem kleinen Werk übertrifft er sich selbst. Dem Verlag ist zu gratulieren, dass er für die makellose, den Ton genau treffende Übersetzung die Altmeisterin Eva Moldenhauer gewonnen hat.

André Gorz wurde als Gerhard Horst 1923 in Wien geboren und musste – Sohn eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter – das großbürgerliche Elternhaus 1939 verlassen. Die Kriegszeit verbrachte er als staatenloser Flüchtling in Lausanne in der Westschweiz. Eigentlich sollte er Chemie studieren, aber seine ganze Leidenschaft galt dem Lesen und

Sätze aus der Eingangspassage verdeutlichen den hybriden Anspruch: »Er war ausgezogen, alle Probleme zu lösen: da er keinerlei Gewissheit besaß außer derjenigen, dass Gewissheiten erworben werden und widerrufbar sind, hatte er geglaubt, dass er an dem Tag würde leben können, da er eine Antwort auf die Frage gefunden hätte: wann, wie, für wen kann es einen Sinn haben, zu leben?«

1947 lernte Gorz in Lausanne die englische Tänzerin und Schauspielerin Dorine kennen, die eigentlich im Begriff war zu heiraten. Sie reiste für kurze Zeit nach England zu ihrem Verlobten, kehrte aber nach Lausanne zurück und heiratete Gorz. Dieser beschrieb im »Verräter« die Freundschaft und den Entschluss zur Heirat mit Dorine so distanziert, ja ungerecht, dass er sich heute dafür schämt und entschuldigt. Es waren »elf Zeilen Gift« mit Sätzen, »die Dich herabsetzen und entstellen.« Der »Brief an D.« dreht sich hauptsächlich um den Widerruf der »abscheulichen Zeilen« und um die Rekonstruktion »der Geschichte unserer

dem Schreiben. Er las alles von Sartre und arbeitete rund zehn Jahre an einem philosophischen Essay, den er erst 1977 veröffentlichte. Mitte der 50er Jahre schrieb er ein Buch, das sich – »diesseits und jenseits von Literatur« (Sartre) – mit Philosophie und Politik sowie Psychoanalyse und schonungsloser Selbstverständigung beschäftigte, und das in ziemlich bunter Mischung. Es erschien 1958 unter dem Titel *Le traître* (»Der Verräter«); zwei

Liebe«. Denn nur diese »hat es uns ermöglicht zu werden, was wir sind, durch einander und für einander.«

Als Gorz in den 50er Jahren die fatalen Zeilen schrieb, war er, wie er im Rückblick feststellt, eingemauert in »meine Seins- und Funktionsweise« und begriff nicht, dass es allein Dorines Liebe war, die es ihm möglich machte zu arbeiten und »die bedrohliche Welt auszuklammern, in der mein Recht zu leben nie über die drei Mo-

nate meiner provisorischen Aufenthaltsgenehmigung hinausreichte«. Gorz war gefangen in seiner engen Theoriwelt aus Existentialismus, Marxismus und Kommunismus und war »nicht weit davon entfernt, die Liebe für ein kleinbürgerliches Gefühl zu halten«. Dorine verdankt er es, dass er aus dieser Sackgasse befreit wurde und die Liebe zu lieben lernte.

Die Jungverheirateten lebten in Lausanne wie später in Paris praktisch von dem, was Dorine als Sekretärin verdiente. Im Pariser Intellektuellenmilieu war Gorz der »petit juif autrichien«, bis er 1962 in den Kreis von Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir bzw. in die Redaktion von *Les Temps modernes* aufgenommen wurde. 1950 erstellte Gorz täglich einen internationalen Pressespiegel für *Paris-Presse*, wobei ihm Dorine behilflich war und das legendäre Archiv aufbaute, das dem Journalisten Gorz die Türen öffnete – zuerst beim *Express*, ab 1964 beim *Nouvel Observateur*. Der Liebesbrief an Dorine verzichtet fast vollständig darauf, Gorz' beruflich erfolgreichen Weg nachzuzeichnen. Er widmet sich vielmehr dem riesigen Anteil, den Dorine daran hatte – als Archivarin, Korrektorin und vor allem politische Beraterin, »die mehr politisches Gespür hatte als ich.« Gorz bekennt, dass die Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit Dorine »zum Filter wurde, durch den mein Verhältnis zur Wirklichkeit hindurchging«.

Nach einer Bandscheibenoperation erkrankte Dorine schwer und lebenslang an den Neben- und Nachwirkungen, die ein Röntgenkontrastmittel verursachte. Mit ungeheurer Energie und Selbstbehandlung schaffte sie es, mit dem Dauerschmerz zu leben. Auch eine Krebsoperation überstand sie. 1983 beschloss das Paar, sich dem hektischen Pariser Medienbetrieb zu entziehen und zog aufs Land, wo Gorz als Mentor der französischen Ökologiebewegung, der er seit den

60er Jahren war, publizistisch tätig blieb, aber gemeinsam mit Dorine auch ein großen Garten bewirtschaftete und eigenhändig 200 Bäume pflanzte. »Die Ökologie wurde zu einer Lebensweise und einer täglichen Praxis, ohne dass sie aufhörte, die Forderung nach einer anderen Zivilisation einzuschließen.« André und Dorine Gorz wollten »das Leben nicht mehr auf später verschieben« (Georges Bataille), sondern sich gegenseitig die Zeit schenken und diese nicht länger im ordinären Medienbetrieb zu vergeuden.

Am Schluss seines Briefes an D. berichtet Gorz von einem Traum: »Nachts sehe ich manchmal die Gestalt eines Mannes, der auf einer leeren Straße in einer öden Landschaft hinter einem Leichenwagen hergeht. Dieser Mann bin ich. Und Du bist es, die der Leichenwagen wegbringt. Ich will nicht bei Deiner Einäscherung dabei sein; ich will kein Gefäß mit Deiner Asche erhalten. Ich höre die Stimme von Kathleen Ferrier, die singt: ›Die Welt ist leer, ich will nicht leben mehr‹, und ich wache auf.«

Auf die Frage, ob er damit einen Doppelsuizid ankündige wie Arthur Koestler und seine Frau Cynthia 1983, antwortete Gorz: »Ich denke nicht daran und sie auch nicht. Dorin und ich leben in der Unendlichkeit des Augenblicks und im Bewusstsein, dass er zu Ende geht, und das ist gut so. Für uns beide genügt die Gegenwart.« Mit dieser Antwort hat Gorz den Journalisten offensichtlich genarrt. Ende September haben sich Dorine und André Gorz umgebracht.

André Gorz, Brief an D. Geschichte einer Liebe. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Rotpunktverlag, Zürich 2007, 95 S., € 15.00.



Rudolf Walther
lebt als freier Publizist in
Frankfurt a.M.